

# Echo der Arbeit

HÜTTENWERK OBERHAUSEN AKTIENGESELLSCHAFT



20



Worüber mag Jupp Niika sich wohl freuen! — Über's Weihnachtsgeld! Oder hat ihm einer seiner Kollegen aus dem Thomaswerk einen Witz erzählt! — Jedenfalls scheint er bei guter Laune. In der Hetze der Zeit sich den Humor zu erhalten, schafft die nötige Entspannung und den rechten Ausgleich. Überhaupt, wo eine gewisse Fröhlichkeit herrscht, wo man mit Freude und guten Muts an die Dinge herangeht, da geht auch die Arbeit flott von der Hand.

JAHRGANG 6 12. NOV. 1955 **20**

## AUS DEM INHALT:

Die Welt steht unserer Jugend offen

+

Häuser in der Sonne und im Grünen

+

Licht und Schatten

+

Singe, wem Gesang gegeben

+

Die täglichen Toten

+

HOAG-Chronik

+

Neues aus der Büchekiste  
von Kurt Cerny

### ECHO DER ARBEIT

Herausgeber: Hüttenwerk Oberhausen Aktiengesellschaft. Verantwortlich: Direktor Karl Strohmenger. Red.: Karl-Heinz Sauerland, Oberhausen (Rhld.), Werksgasthaus. ECHO DER ARBEIT ist eine zweimal monatl. erscheinende Werkzeitschrift für die Mitarbeiter der Hüttenwerk Oberhausen AG. Auflage: 17000 Expl. VVA-Druck, Oberhausen. Klischees: Vignold, Essen.

# Was ist mit der Konjunktur?

„Wenn wir unsere wirtschaftlichen Sorgen hier in aller Offenheit besprechen, so erkennt die ganze Welt, daß es jene glücklichen Sorgen sind, die sich aus dem erfolgreichen Wiederaufbau und der vollen Ausnutzung aller Produktivkräfte für Zwecke der menschlichen Wohlfahrt ergeben.“ — Diese Worte von Bundeswirtschaftsminister Professor Erhard gaben der Konjunkturdebatte des Bundestages, die kürzlich in Berlin über die Bühne ging, immerhin einiges an Gewicht: Man sprach von Sorgen, von wirtschaftlichen Sorgen, wengleich auch etwas deklamatorisch als „glückliche Sorgen“ abgetan. Doch es sind Sorgen, die gerade uns, die wir als „Produktionsfaktor Mensch“ mittendrin stehen im industriellen Geschehen, nicht nur am Rande interessieren. Schon seit Monaten bewegt die deutsche Wirtschaft und darüber hinaus die ganze Öffentlichkeit die Frage, ob unsere Konjunktur sich nicht langsam heißläuft, und ob sie nicht die Gefahr eines Rückschlages in sich birgt, wie wir ihn vor etwa 25 Jahren erlebt haben! Doch ist diese Konjunkturdebatte des Bundestages, so wenig Klärung sie auch gebracht hat, und so seltsam sie manchmal anmutete, nur zu verstehen, wenn man sie vor dem Hintergrund der gesamten Weltkonjunktur sieht; denn überall, wohin man blickt im Kreise der westlichen Welt, sieht man die Sorge vor einer inflationistischen Gefahr und hört man von Maßnahmen, die die stellenweise überhitzte Konjunktur dämpfen sollen.

Ausgelöst wurde in Westdeutschland die Sorge um die Konjunktur eigentlich dadurch, daß wir seit diesem Sommer mit einem Tiefstand der Arbeitslosigkeit die Vollbeschäftigung gewissermaßen erreicht haben, obwohl für die nächsten Monate durch die saisonbedingte Beendigung des Bau-Booms eine Änderung der Lage zu erwarten ist. Da die rastlose und fieberhafte Tätigkeit in der ganzen Wirtschaft vorwiegend mit Krediten, noch dazu mit kurzfristigen Bankkrediten finanziert worden ist, nahm auch das Kreditvolumen übermäßig zu, was die Bank deutscher Länder Anfang August dieses Jahres veranlaßte, zu einer Diskonterhöhung zu schreiten, um dadurch einer drohenden Kreditexpansion zu begegnen.

Hinzu kommt die Sorge um die Währung. Eine übermäßige Kreditausdehnung birgt immer die Gefahr in sich, daß auch die Währung sich aufweicht. Nicht zuletzt ist durch die überhitzte Konjunktur die Lohn-Preis-Spirale in Bewegung geraten. Im ganzen Bundesgebiet lief eine neue Lohnwelle an und drohte sich auch allmählich auf die Preise auszuwirken, während andererseits Preiserhöhungen wieder Anlaß zu neuen Lohnforderungen gaben. Wenn Preise und Löhne sich auf diese Weise gegenseitig nach oben treiben, erscheint eine gewisse Sorge um den Wert unseres Geldes immerhin angebracht.

Als diese Erscheinungen offenkundig wurden, lief eine allgemeine erregte Debatte im ganzen Bundesgebiet an. Gewiß, Professor Erhard tat sein Bestes, als er in den letzten Wochen durch die Lande zog und bei jeder Gelegenheit über die möglichen Gefahren redete. Er warf vor allem den Vorschlag von Preissenkungen in die Debatte. Schließlich aber wandte er sich auch gegen die übermäßigen Investitionen der Industrie und sprach sich für eine gewisse Einschränkung der Investitionstätigkeit aus. — Dies aber war ein recht gefährlicher Punkt, denn auf den Investitionen beruht ja gerade unsere gute Konjunktur und die Zukunft unserer Wirtschaftsentwicklung. Deshalb mußte der Vorschlag des Wirtschaftsministers die Sprecher der Industrie auf den Plan rufen, die scharf davor warnten, gerade jetzt die Investitionen einzuschränken. Sie verlangten sogar eine weitere Förderung und zu diesem Zwecke eine allgemeine Steuersenkung.

An dieser Frage aber schieden sich die Geister. Die Bank deutscher Länder, und insbesondere ihr Präsident, Geheimrat Vocke, hielt eine Steuersenkung im gegenwärtigen Augenblick für äußerst gefährlich, weil sie nur den Verbrauch fördern und der Konjunktur neuen Heizstoff geben würde. Auch Professor Erhard schloß sich dieser Auffassung an —, und daß sich schließlich auch noch der Finanzminister als Dritter im Bunde dazugesellte, kann man ihm nicht verdenken, denn kraft seines Amtes bleibt ihm wohl nichts anderes übrig, als sich überhaupt gegen jede Steuersenkung zu wehren.

Aber bei dieser Gelegenheit wurden doch wenigstens die öffentlichen Finanzen etwas näher unter die Lupe genommen, und es kam zutage, daß der Staat im Augenblick im Gelde schwimmt, wenn man so sagen darf. Die Steuereinnahmen liegen rund eine Milliarde höher als sie vom Finanzminister veranschlagt worden waren, außerdem sammeln sich in den Bundeskassen in Höhe einiger Milliarden die Besatzungskosten an, die nach dem Inkrafttreten der Pariser Verträge nicht mehr bezahlt zu werden brauchen. Der Finanzminister konnte als triftigen Grund für diese Hortungspolitik nur die Rüstungslasten der kommenden Jahre anführen, für die er gewissermaßen Vorsorge treffen will. Aber die Parteien, sowohl Regierungskoalition wie Opposition, zeigten sich von dieser Argumentation wenig beeindruckt und sprachen sich für eine Herabsetzung gewisser Zölle und Verbrauchsteuern aus. Dies könnte dann ein Anfang sein, um drohende Preiserhöhungen auf gewissen Gebieten aufzuhalten oder gar Preissenkungen durchzusetzen. Wenn es auf diese Weise gelingen sollte, Schritt für Schritt ein wesentlich günstigeres Preisklima zu schaffen, läge in Zukunft auch kein Grund für Lohnerhöhungen großen Stils vor, es sei denn die selbstverständliche Teilnahme der Arbeiterschaft an der steigenden Produktivität unserer Wirtschaft. Doch dies ist eine Frage der weiteren Rationalisierung und diese wiederum hängt von den Investitionen ab.

Wenn die Dinge diesen Lauf nehmen, dann sind die Sorgen, die uns die Konjunktur bereitet, wirklich nur „glückliche Sorgen“. Hoffentlich! Daß darüber hinaus die Produktionskurve in der ganzen Welt nach oben gerichtet bleibt, ist einer der versöhnlichsten und beruhigendsten Aspekte in der gegenwärtig etwas unsicher scheinenden Lage. Nehmen wir nur das Beispiel USA: Die Rohstahlkapazität, die gegenwärtig 126 Millionen Tonnen beträgt, soll bis 1960 auf 150 Millionen Tonnen erweitert werden. Das ist in der Tat beruhigend, denn der Trend der USA-Wirtschaft ist so etwas wie ein Konjunktur-Schaufenster der ganzen westlichen Welt.

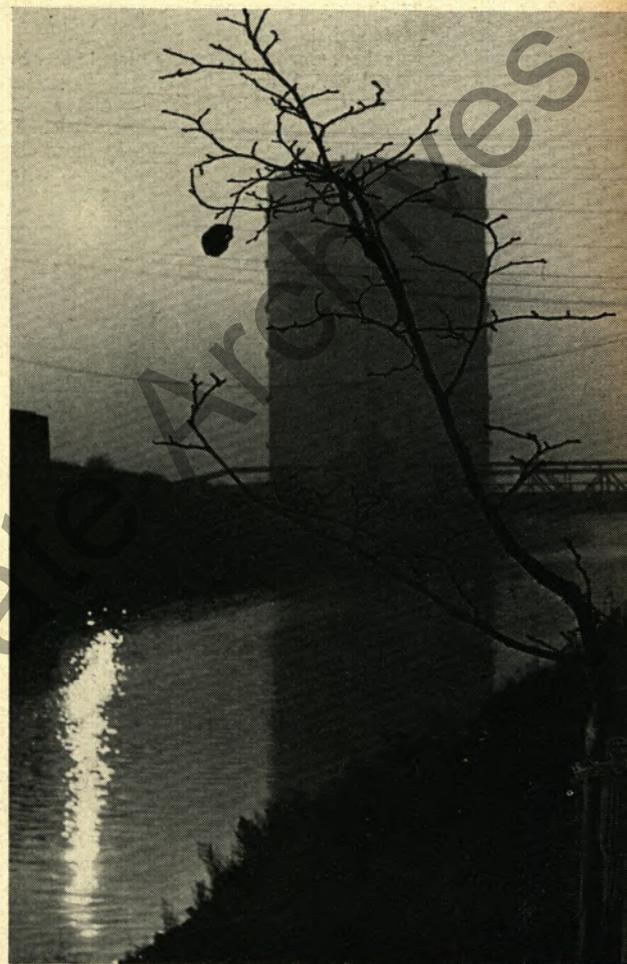
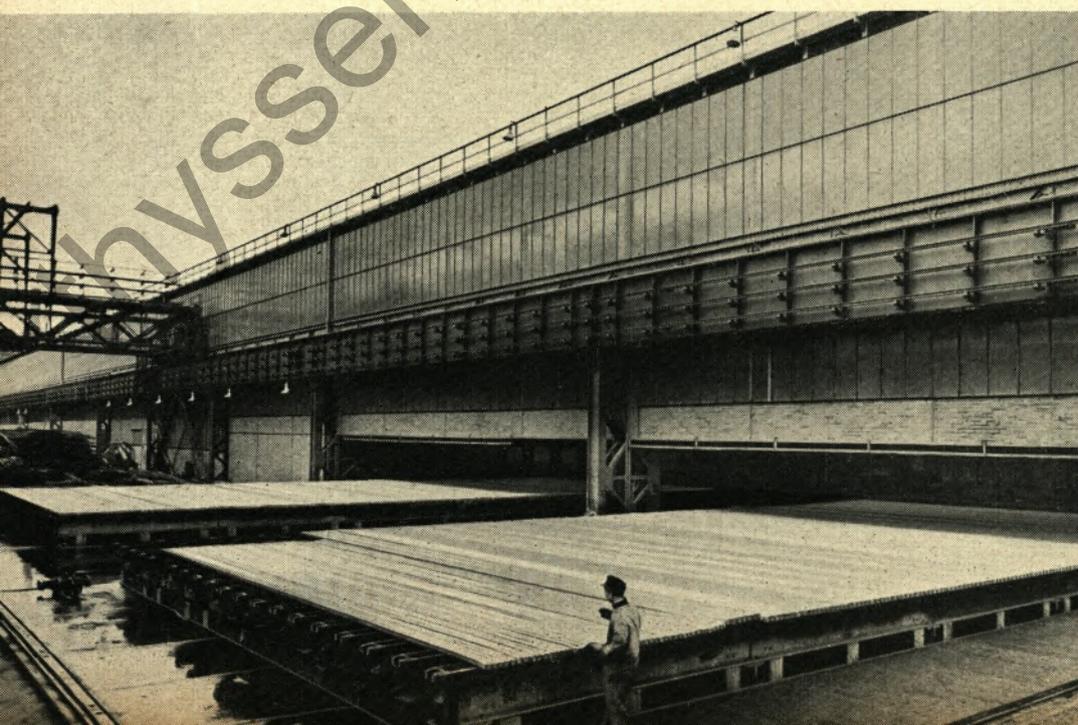
Karl-Heinz Sauerland

# Schnappschüsse



▲ Vor kurzem begann in der Osterfelder Straße der Abbruch des Hauses gegenüber dem Tor 10. Das Haus war schon ziemlich alt und paßte nicht mehr in die Fluchlinie, so daß es sowohl den Fußgänger-, als auch den Straßenverkehr stark behinderte, was sich bei den Schichtwechselln mitunter gefährlich auswirken konnte.

▼ Mit diesen Bildern wollen wir unsere Leser mit den „Warmbetten“ der im Vorjahre gebauten kontinuierlichen Halbzeugstraße bekannt machen, über die wir bereits mehrmals berichteten. Auf den Warmbetten werden die fertigen, hier gleichzeitig abkühlenden Knüppel und Platten aus der Halle zur Verladerrampe transportiert.



November! — Der elfte Monat im Kreislauf des zur Neige gehenden Jahres stimmt uns nachdenklich. Ist so etwas wie eine Mahnung der Vergänglichkeit. Gewissermaßen fällt der November zwischen die Zeiten, ist ein Übergang, eine Brücke. Denn der Herbst, nicht kalendarisch gesehen, sondern als des Jahres Ahrenlese, als Bild der in Reife ringsum aufglühenden Farben — der Herbst ist vorüber. Der Winter aber, mit Frost und Erstarrung, Eiszapfen und Schnee — der Winter hat noch nicht begonnen. Über diesen Szenenwechsel auf der gewaltigen Bühne der Natur hat Gott seinen Mantel gebreitet: den Nebel. Das Trübe, Unklare, Verschwommene scheint die Grundstimmung dieser Tage. Das ist es auch, was wir unter Novemberwetter verstehen. Etwas von „Vorbei“ und „Noch nicht“ ist das Zeichen dieses Monats, der sich bei den meisten Leuten nur geringer Sympathien erfreut. Dennoch: der November, oder auch Nebelmond genannt, ist schön. Man denke nur an die letzten Herbstfarben, die jetzt nur spärlich noch an den Zweigen aufglühen. Dämmerchein senkt sich herab. Man sieht nicht mehr so weit, man sieht nicht mehr so viel wie bisher. Verhangener Hintergrund wischt Nichtzugehöriges aus. Man findet den alten Baum oder den Strauch, wie er, allen Beiwerks entblößt, das Geflecht seiner tief schwarzen Äste in den Himmel spreitet. Und das Wunder seiner einsamen Gestalt, ein kunstvolles Filigran im weiten Grau, ist so groß, daß man darüber die Wälder vergißt. Man findet im trostlos kahlen, modrigen Garten eine späte, eine einzige Blume. Die letzte diesmal — aber auch die Gewißheit, daß sie vielfältig wiederkehren wird.

# Die Welt steht unserer Jugend offen

Mitarbeiter, die eine oder gar mehrere fremde Sprachen beherrschen, werden in der Industrie immer einen bevorzugten Platz einnehmen. Wenn wir die Stellenanzeigen der großen Tages- und Wirtschaftszeitungen lesen, so finden wir immer häufiger den Satz „Englische und französische Sprachkenntnisse Bedingung“. Tatsächlich wird von der Werksleitung alles getan, um insbesondere unseren kaufmännischen Nachwuchs fremdsprachlich zu schulen. So werden des öfteren junge Angestellte zur Vervollkommnung

ihrer Sprachkenntnisse ins Ausland geschickt, damit sie Land und Leute kennenlernen, wodurch erfahrungsgemäß die beste Gewähr gegeben ist, mit einer fremden Sprache vertraut zu werden. Marianne Bunke und Maria-Elisabeth Pieper, die kürzlich nach Paris fuhren sowie Wilhelm Mentler, der für einige Wochen in London war, haben in Reiseberichten für die Werkzeitung mancherlei Eindrücke, die sich ihnen jenseits der deutschen Grenzpfähle boten, zusammengefaßt, die wir nachstehend veröffentlichen.

**Wilhelm Mentler:**

## LONDON - Herz des Empires

Vor einer Reihe von Jahren wurde mir überreichte mit den Worten: „Das in einem nicht ganz ernst zu nehmenden Wettbewerb eine „Zeichnung“ als Preis zuerkannt. Ich entsinne mich noch genau des Augenblicks, als man mir einen Bogen grauen Kartons

überreichte mit den Worten: „Das ist London im Nebel!“ Diese Begebenheit und der immer wieder in Berichten und Erzählungen auftauchende sprichwörtliche Londoner Nebel ließen in mir das Bild einer Stadt



Die beiden Oberhausenerinnen am Place de la Concorde, im Herzen der Seine-Stadt, Paris war für sie ein Erlebnis. Im Hintergrund der 20 Meter hohe Obelisk, der von Ramses II. einem ägyptischen Pharaonen vor mehr als dreitausend Jahren erbaut und 1831 nach Paris geschafft wurde. Während Marianne Bunke (links) in einem französischen Industriewerk ihre Sprachkenntnisse vervollkommen konnte, besuchte Maria-Elisabeth Pieper Sprachkurse an der Sorbonne, der Pariser Universität.



Dieses Bild vom Buckingham-Palast fotografierte Wilhelm Mentler. Links vorne zwei Londoner Polizisten in ihren typischen Uniformen, „Bobbies“ genannt, von denen unter anderem der junge Oberhausener in seinem Reisebericht erzählt. Dahinter: zur Parade angetretene Gardesoldaten. Vom Pulsschlag der Großstadt, wie ihn London wie keine andere Stadt der alten Welt offenbart, zeigte sich Wilhelm Mentler stark beeindruckt. Mit achteinhalb Millionen Einwohnern ist London die größte Stadt der Erde.

entstehen, die nur zwei Alternativen kennt: Regen oder Nebel. Nun, London im Nebel habe ich nicht kennengelernt, und der Regenschirm ist dort genau so wenig ständiger Begleiter der Damen- und Herrenwelt wie bei uns.

London ist keine schöne Stadt im üblichen Sinne, es fehlt ihr die klare, organische Gliederung, die etwa Rom oder Paris eigen ist. London hat seine eigene Schönheit, die es jedoch zu entdecken gilt, und dem aufmerksamen Besucher bietet sich eine Welt von ganz besonderer Eigenart. Diese kolossale Steinwüste, die durch das Zusammenwachsen einiger hundert Dörfer entstanden ist, hat drei Schwerpunkte: einen kulturellen um den Piccadilly Circus, einen geschäftlichen in der City und einen historischen um die Westminsterabtei.

Die Fremden in der Stadt zieht es zum Piccadilly, denn dort trifft sich die Welt. Wenn am Abend die hauswandhohen Reklamen ihr buntes Farbspiel auf den Asphalt zeichnen, dann kann der bronzene Eros von seinem Standpunkt in der Mitte des Circus auf Menschen aller Hautfarben, auf Fez, Turban und Homburger herabschauen. Hier säumen die großen Theater, Kinos und Varietés die Straße, hier mischen sich die europäischen Sprachen mit denen des Fernen Ostens und des heißen Afrikas, hier fühlt man sich ganz als Weltbürger. Wenn die Spätausgaben der großen Tageszeitungen erscheinen, dann sitzt ein buntes Völkchen auf den Stufen des Brunnens, den Lord Shaftesbury erbauen und zu Ehren der Londoner Jugend mit der Erosstatue

Fortsetzung nächste Seite

**Marianne Bunke + Maria-Elisabeth Pieper:**

## PARIS - erlauscht und erlebt

Die Fragen, die man uns „neugebackenen Pariserinnen“ nach unserer Rückkehr stellte, lassen sich seltsamerweise in zwei Gruppen einteilen, einmal: „Sind Sie in den ‚Folies bergères‘ gewesen?“ und andererseits: „Haben Sie den Louvre gesehen?“. Danach könnte man sich Paris als eine Zusammensetzung aus etwas skandalumwitterten Vergnügungsstätten und Museen aller Zeiten vorstellen. Was ist Paris aber wirklich? Nun, wir möchten kühn behaupten: Es ist eine ganze Welt für sich. — Und in dieser Welt sind wir fünf kurze Wochen auf Entdeckungsfahrt gegangen, soweit es unsere Arbeitszeit bzw. unsere Sprachkurse erlaubten.

Auf dem Boulevard Saint Michel, der vielleicht internationalsten Straße, weil Hauptzentrum des Studentenvölkchens, begegnete man von morgens früh bis in die Nacht hinein schwarzen, braunen, gelben und weißen Leutchen, die teils unter den bunten Markisen vor den freundlichen kleinen Restaurants saßen und ihre Beobachtungen anstellten, teils auf und abschlenderten, um vielleicht eine nette Bekanntschaft zu machen; tausenderlei Sprachfetzen schwirrten einem um den Kopf, und direkt daneben, in einer parallellaufenden Seitengasse, herrschte schönste Kleinbürgerlichkeit: Sackgassen, in denen man alte Obstkisten entdecken konnte, einige leicht gemästete Katzen, kleine vorspringende Erkertürmchen, und kaum einen Menschen traf. Nachts konnte man herrlich angestrahlte Fontänen bewundern, Sacré Coeur

im Lichtermeer, aber auch in anderen Vierteln Familien, die in ihrer gesamten Vielzahl vor der Tür saßen, jeder auf einem kleinen Hocker, und sich über die mehr oder weniger aufregenden Tagesereignisse ihrer kleinen Welt über die Straße hinüber unterhielten. Es gibt aber auch Plätze, um die man nur in größerer Gesellschaft betreten sollte. — Neben den Boutiquen mit hypermodernen Schöpfungen der Haute Couture gibt es unheimlich viele Antiquitätenläden.

Und dann die Seine! Wenn man an ihren Ufern entlanggeht, schreitet man durch mehrere Jahrhunderte: vom romanisch bewehrten Justizpalast bis zum Eiffelturm.

Aber Paris ist ja keine tote Ausstellung von zusammengetragenen Sehenswürdigkeiten. Es ist doch alles organisch gewachsen, und so darf man die Pariser nicht vergessen, die erst das einzigartige Fluidum dieser Stadt abrunden, der Angler und der Bettler an der Seine, die Künstler und Wissenschaftler wie die große Dame auf den Champs Elysées: durch ihr unerhörtes Selbstbewußtsein, nicht anders und nicht mehr sein zu wollen, als sie sind, durch ihren natürlichen Charme, einfach durch ihre Toleranz gegenüber jeder Originalität. Daher dieses seltsame, aber fruchtbare Nebeneinander solcher Gegensätze. So hat sich bis jetzt der stolze Wappenspruch von Paris bewährt: Fluctuat nec mergitur — Selbst in den größten Fluten geht es nicht unter.

schmücken lieb, zeitunglesend und — daran erkennt man die Londoner — mit Vorliebe Kricketergebnisse diskutierend.

Doch der Piccadilly ist nicht das wirkliche London, aber er gehört zu London wie etwa die Themse. So ist auch nicht jeder, der in London geboren wurde, ein „echter“ Londoner, ein Cockney; es sei, daß seine Wiege im Bereich der Kirchenglocken von St. Mary le Bow gestanden hat: in der City. Das ist der Platz in London, wo sich die Geschäftswelt ein Stelldichein gibt, wo die großen geschäftlichen Transaktionen beschlossen werden und wo man am besten das Nationalgericht der Cockneys: eggs-sausage-and chips (Eier, Bratwurst und pommes frites) essen kann. An einer der verkehrsreichsten Straßenkreuzungen steht die Bank von England, wenige Schritte weiter in der Fleet Street residieren die großen englischen Zeitungen, und über allem erhebt sich die mächtige Kuppel der St.-Pauls-Kathedrale. So wird es dann wohl bald keine „echten“ Londoner mehr geben, denn die City besteht fast nur noch aus Geschäftshäusern, und nach Geschäftsschluß scheint sie tot zu sein. Zwei Begriffe sind mit London untrennbar verbunden: Scotland Yard und die Londoner Polizei, deren uniformierte Beamte von den Londonern kurz Bobbies genannt werden. Was Scotland Yard bekannt gemacht hat, ist die sagenhafte Fähigkeit, Verbrechen aufzuklären und zu verhindern, was den Bobby beliebt macht, ist seine grenzenlose Freundlichkeit. Was wären die vielen Fremden ohne ihn? Es ist bewundernswert, wie geduldig er versucht, die Unzahl von Fragen zu beantworten, die täglich von Leuten, die größtenteils der englischen Sprache auch nicht annähernd ausreichend mächtig sind, an ihn gerichtet werden. Nebenbei gesagt, ist die Freude eines Besuches in London erst dann vollkommen, wenn man die Landessprache ausreichend beherrscht. Für Geschäftsreisende ist dies schlechthin Bedingung, weil man wohl einige Leute finden kann, die französisch sprechen, aber nur ganz wenige sprechen deutsch. Hier liegt eine große Chance für den sprachbegabten Nachwuchs.

Es gibt ein Fleckchen in London, wo jedermann auf eine Seifenkiste klettern und vorschlagen kann, die Regierung zu stürzen oder das Parlament niederzubrennen, ohne den in der Nähe stehenden Bobby auch nur im geringsten in seiner Ruhe zu stören oder zu riskieren, wegen Hochverrats oder Landfriedensbruchs zur Verantwortung gezogen zu werden, das ist die Speaker's Corner (Ecke der Redner) im Hydepark, in der Nähe des Platzes, wo früher einmal der Galgen gestanden hat. Die Redner von Speaker's Corner entstammen allen Bevölkerungsschichten, haben die verschiedensten Ansichten, aber eines gemeinsam: einen unerschütterlichen Glauben an die eigene Meinung. Und diese Meinung vertreten sie hier mit aller Überredungskraft und großer Lautstärke, vor einem großen oder auch kleinen Zuhörerkreis, ja, es soll vorgekommen sein, daß ein Redner zu einem kleinen Mädchen über die Ungerechtigkeit der Regierung sprach, bis die Kleine ihn schließlich fragte: „Mit wem sprechen Sie eigentlich, mein Herr?“ Natürlich hat man längst erkannt, daß es gut ist ein Ventil zu haben, wo der „Dampf“ gelegentlich abgelassen werden kann, und vielleicht kommt es daher, daß das innerpolitische Klima in England trotz schärfster Gegensätze so erfreulich sauber ist.

Kaum hatte ich meine Füße auf Londoner Boden gesetzt, lernte ich schon eine der lieben Gewohnheiten der Londoner kennen: die „Queue“, die Schlange. Warum diese englischste aller englischen Einrichtungen einen französischen Namen trägt, ist wohl kaum mit Sicherheit zu ergründen. Tatsache ist jedoch, daß sie sich die Herzen der Londoner eroberte und überall, wo sich Londoner zusammenfinden, neigen sie dazu, sich anzustellen. Ein Bekannter erzählte mir folgende Geschichte, die sich in Italien zugetragen haben soll und diese Neigung, die wir Ausländer so gern belächeln, treffend kennzeichnet. Er besuchte in Rom eine berühmte Galerie, und da die Zeit der täglichen Öffnung noch nicht gekommen war, hatte er vor verschlossener Pforte mit noch vielen anderen zu warten. Als sich das große Tor auf tat, drängte die Menge in einem wüsten Knäuel zur Kasse. Inmitten dieses Gewimmels konnte man vier etwas unglücklich dreinblickende Herren sehen, die sich weit von der Kasse entfernten, feinsäuberlich aufgereiht hatten, einer hinter dem anderen. — Jeder von ihnen hatte die „Times“ unter dem Arm.

Londoner Taxis sind komische Vehikel, obgleich sie das Straßenbild beherrschen und jedes zweite Fahrzeug ein Taxi zu sein scheint. Ihre Fahrer sind beileibe nicht auf den Kopf gefallen, sind stets zu Scherzen aufgelegt, aber wehe, wenn man vergessen sollte, ein angemessenes Trinkgeld zu geben. Dann wird man in nicht allzu zarter Form darüber aufgeklärt, wie knickerig man ist und daß Vater, Brüder, Onkel und Tanten sicher lauter Geizkragen sind. Ein Wunder, wo der sonst so hoheitsvolle Sohn John Bulls plötzlich dieses südländische Temperament hernimmt.

Auch für die übrigen Fahrzeuge im Londoner Straßenbild wäre das Adjektiv „elegant“ völlig fehl am Platze. Doch was will das schon heißen, wir mögen die schöneren Wagen haben, die Londoner haben die besseren Fahrer, und das ist entscheidend. Der außerordentlich dichte Weltstadtverkehr wickelt sich mit einer Reibungslosigkeit ab, die Bewunderung heischt. Oftmals habe ich am Trafalgar Square gestanden und in das Gewimmel von Fahrzeugen geschaut und oftmals habe ich im Geiste schon den einen oder anderen Wagen auf dem Autofriedhof gesehen; aber stets löste sich das dichteste Knäuel wie von unsichtbarer Hand gesteuert auf, und einen Verkehrsunfall habe ich weder gesehen noch davon gehört. Fußgänger haben auf englischen Straßen immer den Vortritt, und das nicht nur theoretisch.

Man sagt, die Londoner seien große Teetrinker. Das mag durchaus richtig sein, doch rangiert der Morgenkaffee auf der gleichen Ebene mit dem Nachmittagsstee. In der Tat sind die Kaffeehäuser im Stadtbild älter als die Teesalons, aber besonders in jüngster Zeit sind die Cafeterias aus dem Boden geschossen wie Pilze nach einem warmen Regen. Ich kann es nicht unterlassen, von einem kleinen Privatkrieg zu berichten, der zwischen den Besitzern der zahlreichen neuen Cafeterias und den Barbieren stattgefunden hat und vielleicht jetzt noch andauert: Den Besitzern der Cafeterias war es schon lange ein Dorn im Auge, daß viele Londoner Bürger ihre Kaffezeit beim Barbier verbrachten, weil Rasieren ja wohl eine Notwendigkeit, Kaffeetrinken dagegen eine Annehmlichkeit ist. Also überlegten sie, wie man das eine mit dem ande-

ren verbinden könne, schafften eine Menge elektrischer Rasierapparate an und offerierten jedem eine kostenlose elektrische Rasur, der bei ihnen den Morgenkaffee trank. Die empörten Figaros holten zum Gegen-schlag aus und gaben bekannt, daß jedem Kunden, der sich bei ihnen in der Zeit von 10.00 bis 11.30 Uhr rasieren ließe, gratis eine Tasse Kaffee serviert würde. So ging das eine ganze Weile ohne sichtliche Vorteile für eine Partei, und man kann gespannt darauf sein, mit welchen Attraktionen die eine oder andere Seite in Zukunft im Kampf um den Kunden aufwartet. Die Kunden jedoch, als lachende Dritte, sind an einem Friedensschluß in diesem Falle herzlich wenig interessiert.

Den Engländern geht es nicht schlecht. Wenn auch die Preise für einige Güter des täglichen Bedarfs dort etwas höher liegen als bei uns, so ist das mit den Löhnen auch der Fall. Ein großes innerpolitisches Problem sind die vielen Streiks. Immerhin aber sind sie auch ein Zeichen der absolut demokratischen Staatsform; aber auch hierin machen die Engländer keinen Hehl aus ihrer Meinung.

Die Regierung, und das gilt nicht nur für die gegenwärtige, bemüht sich ständig, den Lebensstandard zu verbessern. So war der 1948 von der Labour-Regierung eingeführte „Nationale Gesundheitsdienst“ eine soziale

Großtat, die auch von den Konservativen nicht angetastet wurde. Vorher war es tatsächlich so, daß die Menschen in England Krankheiten schutzlos ausgeliefert waren, und nur in äußersten Notfällen konnte die Hilfe des Staates in Anspruch genommen werden. Man bezahlte den Arzt selbst, und wenn das nicht ging, vergaß vielleicht der gute Doktor, die Rechnung einzuschicken. Heute wird jedem englischen Bürger kostenlos ärztliche Hilfe zuteil, und auch Sachleistungen, wie Zahnersatz, Prothesen, Brillen, gehen zu Lasten des Nationalen Gesundheitsdienstes.

Auch im Wohnungsbau wird Beachtliches geleistet, und wer die zu Propagandazwecken so oft zitierten Slums sucht, wird sie vielleicht vergeblich suchen. Natürlich sind im East End, aus dem auch der Arbeiterführer Clement Attlee stammt, die unschönen Folgen der industriellen Revolution noch nicht restlos beseitigt, doch wird etwas getan, und bald werden sicher auch die großen dunklen Backsteinbauten in der Gegend der Docks großzügig angelegten Siedlungen gewichen sein.

London offenbart seine Schönheiten nur dem, der sie sehen will. Für seine Bewohner ist es die „Blume unter den Städten“. Mag sich in der Welt auch vieles ändern, London wird bleiben, was es war und ist: das Herz einer weltweiten Völkerfamilie.

## Der Leser hat das Wort

### Keine Fürsorgeeinrichtung

Der Artikel in Ausgabe 18 nimmt endlich einmal auch zu einem Problem Stellung, das schon oft genug Stoff zu Meinungsverschiedenheiten in den Betrieben geliefert hat. Denn es ist doch wirklich so, daß es noch immer Arbeitskollegen gibt, die beispielsweise an einigen Schnaps- und Biermarken mehr interessiert zu sein scheinen, als an ihren Löhnen. Jedenfalls könnte ihnen sonst nicht so sehr an einer werksseitigen Unterstützung irgendwelcher sogenannter „Belegschaftsabende“ gelegen sein. Was aber sind Belegschaftsabende? Bringen sie die Belegschaftsmitglieder eines Betriebes, einer Schicht oder einer größeren Abteilung tatsächlich einander näher? In Wirklichkeit ist es doch stets so, daß sich bald Gruppen und Grüppchen bilden und sich die meisten einer „Kollektalität“ erst dann besinnen, wenn sie entsprechend „getankt“ haben.

Aber das nur nebenbei. Mit betrieblicher Sozialpolitik haben jedenfalls solche Methoden nichts zu tun. Wenn ein Betrieb „sozial“ sein will, dann muß er schon seine Sozialpolitik so aufziehen, daß sie nicht nur dem jeweiligen Belegschaftsmitglied allein, sondern dem Betrieb als Ganzes zugute kommt. Etwas anders ist es aber, wenn man etwa das Betriebsklima durch irgendwelche „Zuckerbrot-Methoden“ heben will (was ja in der Praxis dann doch meistens mißlingt). Die betriebliche Fürsorge, wenn man es einmal so nennen will, aber sollte nur dann eingreifen, wenn tatsächlich Fälle echter und unverschuldeter Not vorliegen. Aber nicht nur in dieser Hinsicht ist der Artikel beachtens- und beherzigenswert, sondern auch da-

durch, daß er die persönliche Unabhängigkeit der Belegschaftsmitglieder vom Betrieb befürwortet. Jeder vernünftige Mensch wird schließlich zugeben, daß das Gefühl, dem Betrieb über die normalen Grenzen hinaus verpflichtet zu sein, die Arbeitslust nicht gerade fördert.

### Heinz Kunstleben Stahlkontrolle WO

Anm. d. Red.: Der Kollege Kunstleben hat wirklich begriffen, was wir mit dem Artikel „Der Betrieb — keine Fürsorgeeinrichtung“ sagen wollten. Er hat klar erkannt, worauf es ankommt und was wir unter echter betrieblicher Sozialpolitik verstehen, nämlich nicht zuletzt die Sicherung der Arbeitsplätze und das Bestreben, auf die Dauer höchstmögliche Löhne zu zahlen. Der Leserbrief des Kollegen Kunstleben ist ein Beweis für die Aufgeschlossenheit, mit der man auch in den Betrieben über aktuelle Themen spricht.

### Kegeln

Lieber Chronicus! Um zu vermeiden, daß der Eindruck entsteht, bei dem angesprochenen Kegeln sei der Wohlstand ausgebrochen, bitten wir um Berichtigung, daß der Kegeljunge für jeden „Naturkranz“ nicht DM 0,50, sondern nur 20 Pfg. erhalten hat. Des weiteren ist klarzustellen, daß es sich nicht um Nylonfäden, sondern nur um einen unsichtbaren Perlonfaden handelt hat.

### Kegelclub „Heid'sche Bande“

Anm. d. Red.: Vielen Dank für die Aufklärung. Müssen wir also wohl falsch unterrichtet worden sein. Mit dem Abdruck der Berichtigung hoffen wir jedoch der Wahrheit zum Siege verholfen zu haben. Wäre auch schade, wenn es die „Heid'sche Bande“ wegen des in der Berichterstattung unterlaufenen Irrtums zu einem „Schmeißer-Prozeß“ kommen ließe, wir meinen, zu einem Naturkranz-Schmeißer-Prozeß. Hoch und feierlich dürfen wir bekennen, daß wir keinerlei „beleidigende“ Absicht im Schilde führten. — Immerhin, so wurde uns von vielen Seiten bestätigt, hat die Sache mit dem Kegeln und den Perlonfäden (wohlgemerkt: P e r l o n f ä d e n!) bei all denen, die gerne lachen, eine ungeheure Resonanz gefunden. Dafür jedenfalls, liebe Kegelbrüder von der Heid, habt herzlichen Dank!



# Häuser in der Sonne und im Grünen

Wie in den Vorjahren wurden vom Aufsichtsrat auch für das neue Geschäftsjahr wieder erhebliche Mittel für den Wohnungsbau zur Verfügung gestellt. Seit der Währungsreform wurden in Oberhausen mit Hilfe des Werkes rund 3000 Wohnungen errichtet. Nun, damit sind wir wahrscheinlich aus der größten Not heraus, so daß man heute unter der Beleg-

schaft des Hüttenwerks Oberhausen von echten Wohnungsuchenden nur noch in beschränktem Maße sprechen kann. Für viele von uns bedeutete das Erfüllung des wohl sehnlichsten Wunsches: ein Zuhause, das wirkliche Heimstätte, Lebensraum und Hort der Familie ist. Im wesentlichen wird sich die Bau-tätigkeit im nächsten Jahr auf die Fertigstel-

lung des Projektes Dümpten konzentrieren, das 626 Wohnungen für Werksangehörige vor-sieht. Mit den Bildern auf dieser Seite zeigen wir Häuser, die während der letzten beiden Jahre fertiggestellt wurden. Häuser, die dem Menschen der Industrielandschaft auch jene Atmosphäre der Wohnlichkeit, Licht und Sonne, spüren lassen.

Reiheneigenheime in der zur Siedlung Bermensfeld gehörigen Walzstraße. Kennzeichnend für die Art der Bebauung ist die im Anfangsstadium erkennbare Bepflanzung. Ein vielgehegter Wunschtraum des Industriegebietmenschen, das Haus in der Sonne und im Grünen, hat hier greifbare Gestalt angenommen.

Weiträumige Grünanlagen, die das Gesamtbild der Bermensfeld-Siedlung großzügig auflockern, bringen in wirkungsvoller Weise den Menschen wieder mit der Natur in Verbindung. Darüber hinaus schafft die Einbettung der Siedlung in eine Grünfläche vorbildliche Wohnverhältnisse und eine gesunde Atmosphäre.



# Am Breukelmannshof ist es jetzt soweit

Was lange währt, wird endlich gut. — Dieses Sprichwort trifft für die Fertigstellung der Eigenheime am Breukelmannshof bestimmt zu; denn unvorhergesehene und widrige Ereignisse ließen den Bezugsstermin der Häuser immer wieder von neuem verschieben. Schon wiederholt haben wir in der Werkzeitung dazu Stellung genommen und uns verschiedentlich auch recht kritisch mit den immer wieder auftretenden Verzögerungen auseinandergesetzt. Der Hauptgrund, mit dem die Heimbau-Wohnungsbaugenossenschaft diese für die zukünftigen Wohnungsinhaber keineswegs angenehmen Verzögerungen entschuldigte, liegt wohl in der Tatsache begründet, daß das am Berghang gelegene Baugelände stark Wasser führte, was zusätzliche und nicht unerhebliche Drainagearbeiten notwendig machte. — Jetzt aber, nachdem seit dem ersten Termin, der für die Fertigstellung genannt wurde, beinahe ein halbes Jahr ins Land gegangen ist, können wir endlich mitteilen, daß in den nächsten Tagen die ersten Siedler in ihre neuen Wohnungen am Breukelmannshof einziehen werden oder — wenn diese Ausgabe der Werkzeitung sich in Händen der Leser befindet — bereits eingezogen sind. Auf Anfrage teilt uns die „Heimbau, Gemeinnützige Wohnungsbaugenossenschaft“ durch den Architekten Ingendoh mit, daß bis spätestens Weihnachten dieses Jahres alle Breukelmannshof-Siedler in ihren neuen Wohnungen sein werden. Ein Bescheid, den wir den Breukelmannshof-Eigenheimern gerne zur Kenntnis geben. Bleibt nur noch zu wünschen, daß sich die frischgebackenen Eigenheimer in ihren neuen Wohnungen wirklich wohlfühlen; denn wie schon einleitend gesagt, was so lange währt, muß eigentlich ja besonders gut sein.



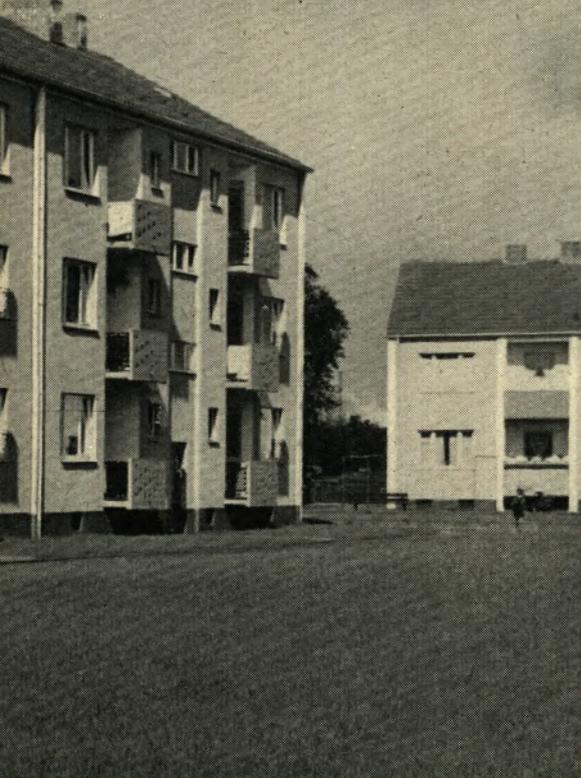
Eine interessante Note erhält die Siedlung Breukelmannshof durch ihre Lage am Hang. Kommunalpolitisch gehört der Breukelmannshof bereits zu Essen-Frintrop. Auf unserem Foto erkennt man im Hintergrund die Schrägaufzüge und Schornsteine der Eisenhütte. Das Bild wurde vom Balkon eines Siedlungshauses aus gemacht.



Wenn im Frühjahr die Umgebung der Häuser bepflanzt und begrünt ist, wird hier vieles anders aussehen. Aber schon jetzt machen die geschmackvoll in rotem Vormauerstein gekleideten Häuser einen durchaus freundlichen und angenehmen Eindruck. Sie gliedern sich harmonisch in das Gefüge des Landschaftsbildes ein.



Reiheneigenheime, die in gediegener Schachtelform aneinandergelagert sind. Jedes Haus der Breukelmannshof-Siedlung ist mit Einliegerwohnung gebaut und hat im Obergeschoß einen Balkon und im Parterre einen terrassenförmigen Austritt zum Garten hin. Die Zellen einflöng-grauer Mietskasernen sind endgültig vorbei.



Häuserblock am Froschentich. In klarer und übersichtlicher Linienführung bildet die geschmackvoll aufgegliederte Häuserfront einen ausgesprochenen Blickpunkt. Hervorstechendes Baumerkmal sind hierbei wohl die die Fassade angenehm auflockernden Balkone; bleibt noch zu sagen, daß die Löcher hierin von den „Bermensfeldern“ scherzhaft „Schießscharten“ genannt werden. Phantasie muß man haben, als Architekt wie auch als Bewohner.

Im Stadtkern von Oberhausen wurden in der Sedanstraße diese Häuser in geschlossener Bauweise erstellt. Im Baustil wurde hierbei von dem Architekten eine Anpassung an das Gesamtbild des Straßenzuges angestrebt, was in zweckmäßiger und zeitensprechender Form als gut gelungen bezeichnet werden kann. Insgesamt wurden seit der Währungsreform mit Hilfe des Werkes fast 3000 Wohnungen gebaut, weitere sind geplant. Eine beachtliche Leistung.



# Licht und Schatten

PROFESSOR SCHENCK: KEIN ANLASS ZU BEDENKENLOSER HOCHSTIMMUNG

Im Zeichen der Hochkonjunktur, aber auch im Schatten des Lohnkonflikts, stand der diesjährige Eisenhüttenstag. Mehr als 4000 Teilnehmer, darunter Vertreter aus 20 europäischen und außereuropäischen Ländern, hatten sich zu diesem auf eine fast hundertjährige Tradition zurückblickenden „Familienstag der Hüttenleute“ in Düsseldorf versammelt, um aus Fachvorträgen neues Wissen zu schöpfen, gemeinsame Probleme zu besprechen und Erfahrungen untereinander auszutauschen. Höhepunkt der Veranstaltung war wiederum der Vortrag des Vorsitzenden des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, Prof. Dr.-Ing. Schenck (Aachen), der in Anwesenheit des Präsidenten der Hohen Behörde der Montanunion, René Mayer, von Ministerpräsident Arnold und Bundesinnenminister Dr. Schröder einen eingehenden Überblick gab über die Lage der westdeutschen Eisenindustrie.

Werfen wir einen kurzen Blick zurück: Als 1947 der erste Eisenhüttenstag nach dem Zusammenbruch stattfand, stand, den Ruin verkörpernd, im Hintergrund die Kulisse der durch Krieg und Demontage zerstörten Werke. 1948 brachte ein erstes Aufatmen nach der Währungsreform. 1949: Die westdeutsche Monatsproduktion an Rohstahl erreichte Größenordnungen von 700000 bis 800000 t, was einer Jahresproduktion von etwa 10 Millionen Tonnen entspricht. 1950 war der 90. Geburtstag des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute: Die Neuordnung der Eisen- und Stahlindustrie regte zu einigen freundlichen,

hauptsächlich aber zu skeptischen Kommentaren an. Der Eisenhüttenstag 1951 gab Anlaß zu vielen hoffnungsvollen Trinksprüchen auf die Montanunion. 1952: Vor dem breiten Forum des Eisenhüttenstages wurden die ersten großen Entscheidungen diskutiert, die sich im wesentlichen gruppieren um Produktionssteigerung, Kapazitätsausweitung, Rationalisierung, Flucht aus dem Käfig der Festpreise und Sprung in die beginnende Wettbewerbswirtschaft. Damals, im Oktober/November 1952 lag die westdeutsche Rohstahlerzeugung bei 1,2 Millionen Tonnen monatlich, also 50 Prozent mehr als 1949. 1953 war der erste Eisenhüttenstag, bei dem es keine Proteste gegen die Besatzungsmächte mehr gab, aber dennoch war die gute Laune des Vorjahres verfliegen. Der Rückschlag auf dem Stahlmarkt im Sommer und Herbst 1953 um rund 25 Prozent gegenüber dem Frühjahr 1953 hatte fast alle Werke der Eisenschaffenden Industrie in die Verlustzone gebracht. 1954 war der Montanhimmel wieder aufgeklärt, die gute Beschäftigungslage der Werke erweckte allerhand Optimismus, starker Kritik auf dem Eisenhüttenstag war jedoch die Montanunion ausgesetzt.

Nach dem, was in der vergangenen Woche in Düsseldorf die Gemüter bewegte, wird die diesjährige Mitgliederversammlung des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute unter dem Motto Hochkonjunktur und Lohnkonflikt in die Geschichte der Eisenhüttenstage eingehen. Mit einer gewissen Zufriedenheit und vor allem mit Dankbarkeit, so sagte Prof.

Schenck, könne man feststellen, daß es der großen Mühe der Ingenieure und Arbeiter gelungen sei, die tägliche Leistung der Werke auf etwa 67000 t Rohstahl zu bringen und damit die beste Vorkriegsleistung um 12 Prozent zu überbieten. Gegenüber 1952 betrage diese Leistungssteigerung sogar 14 bis 15 Prozent. Die voraussichtliche Rohstahlerzeugung der Bundesrepublik für 1955 bezifferte Prof. Schenck mit 21 Millionen Tonnen, was gegenüber 1938 (17,9 Mill. Tonnen) eine Produktionsausweitung von rund 3 Mill. Tonnen bedeutet. Angesichts dieser Hochkonjunktur aber warnte Professor Schenck vor allem vor einer bedenkenlosen Hochstimmung. Schon kleine Rückschläge, das habe sich 1953 bewiesen, könnten sich um so gefährlicher auswirken, je unentwegter der vorangegangene Optimismus gewesen sei.

Auf die Preis- und Kostenfrage eingehend, wies der Vortragende mit besonderem Nachdruck darauf hin, daß die deutsche Eisenindustrie das Spiel der Preiserhöhungen bei guter Konjunktur in der Vergangenheit und in der Gegenwart im wesentlichen nicht mitgemacht habe, weil sie in der Preisdiziplin einen höchst wichtigen Stabilitätsfaktor unserer Volkswirtschaft sehe. Die deutschen Eisenpreise seien für nahezu alle Erzeugnisse niedriger als die Preise aller Partner im Raum der Montanunion. Auf der anderen Seite aber müßten die Werke die ihnen von der guten Konjunktur aufgezwungenen hohen Preise für Kohle, Erz, Schrott und Frachten verkraften. Wo höhere Preise genommen

werden könnten, so argumentierte Prof. Schenck, könnten auch höhere Gewinne entstehen und sich auch die Mittel ansammeln, um die Werke auf die höchste Stufe der Leistungsfähigkeit zu bringen. Diese Tatsache verdiene die größte Aufmerksamkeit der Eisenindustrie, weil sie noch weit davon entfernt sei, ihre großen Investitionsvorhaben als beendet ansehen zu können. Wenn auch die deutsche Eisenindustrie in den letzten drei Jahren allerhand investiert habe, zwingt sie doch der Vorsprung der USA, aber auch Englands und Frankreichs, noch viel für ihre Modernisierung und Rationalisierung zu tun. Die deutschen Hüttenwerke stünden auf dem Weltmarkt Wettbewerbern gegenüber, die notfalls in jeden Preis eintreten können und dann vermutlich noch Gewinne machen. Prof. Schenck zeigte auf, daß der Schwerpunkt unserer produktiven Tätigkeit dagegen immer noch durch veraltete Hochofen-, Stahl- und Walzwerksanlagen in eingeengten Räumen belastet werde, deren Betrieb nur rentabel erhalten werden könne durch kleine Verbesserungen, schärfste Überwachung, Spar- und Behelfsmaßnahmen, die die geistige und körperliche Kraft unserer Hüttenleute in verschwenderischer Höhe beanspruchen. An die Bundesregierung gerichtet, verwies Professor Schenck darauf, daß riesige Schwierigkeiten für die westdeutsche Eisenindustrie — besonders für ihre Position im internationalen Raum — heraufbeschwoeren werden, wenn man sich im Zuge der sogenannten Kon-

Fortsetzung nächste Seite

## Was ist zu tun, wenn es brennt?

Wichtig ist natürlich, nicht den Kopf zu verlieren, sondern sofort Alarm zu schlagen und nach den Dingen zu greifen, die wenigstens ein Ausbreiten des Feuers verhindern: vor allem nach den Handfeuerlöschern. Wie damit umzugehen ist und wofür die einzelnen Arten zu benutzen sind, wurde kürzlich einigen Belegschaftsmitgliedern des Hauptlagerhauses und des Öllagers

gezeigt. Anschließend „löschten“ zwei Züge der Wehrabteilung, die telefonisch alarmiert worden waren, beide Gebäude mit Schaum und Wasser. Auch eine „Rauchvergiftung“ mit Bergung und „erster Hilfe“ fehlte nicht. Und die Zuschauer meinten, als nach wenigen Minuten alles vorbei war: „Wenn auch im Ernstfalle alles so klappt, dann kann wirklich nicht viel passieren!“



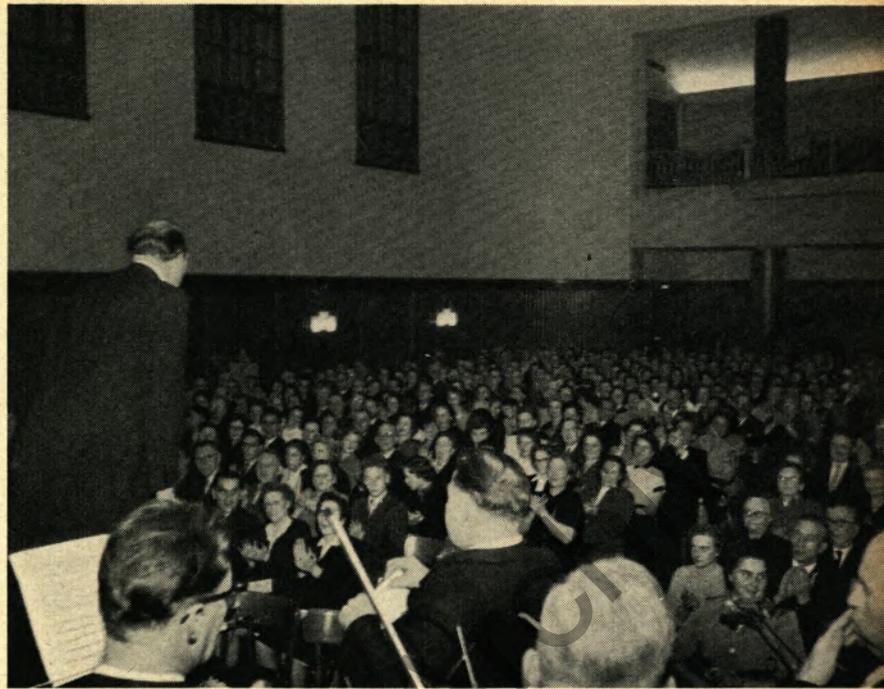
junkturdebatte dazu verleiten ließe, Investitionen nicht nur nicht zu fördern, sondern sogar zu bremsen oder gar abzustoßen. (Vgl. hierzu den Bericht auf der 2. Seite dieser Ausgabe.)

Zur Rohstoffversorgung führte Prof. Schenck u. a. aus, daß die deutsche Eisenhüttenindustrie gewissermaßen im gleichen Boot säße mit der Kohle, der es gleichfalls versagt gewesen wäre, sich durch entsprechende Investitionen der Marktentwicklung auf lange Sicht anzupassen. Die Folge dieses Umstandes sei, daß in einem einzigen Wirtschaftsjahr 15 Mill. t Kohle in das einst klassische Land des Kohlenexports importiert werden mußten, um den Bedarf der Hüttenwerke mit Hochofenkoks zu decken. Hätte man die dadurch entstehenden zusätzlichen Kosten, die immerhin mehrere hundert Millionen Mark betragen, für die notwendigsten Investitionen einsetzen können, so sähe vieles wahrscheinlich anders aus.

Unabsehbare Störungswellen für die gesamte deutsche Wirtschaft, so prophezeite Prof. Schenck, werden kaum

zu vermeiden sein, wenn die Löhne der Eisenindustrie jetzt in Bewegung geraten. Den Löhnen der Stahlarbeiter, so folgerte der Redner, werden automatisch höhere Löhne für Bergarbeiter folgen. Er gab zu bedenken, daß das noch sehr empfindliche Gebäude der westdeutschen Wirtschaft solch große Erschütterungen nicht vertragen. Ihre Festigung brauche Zeit und jede Überhastung der Forderungen auf der einen oder anderen Seite könne das Gleichgewicht stören und da oder dort zum Einsturz führen. Das wesentlichste Anliegen aber, die Sicherung der Arbeitsplätze, die wohl vornehmste soziale Aufgabe, aber könne nur erfüllt werden, wenn die Unternehmungen gesund seien.

Mit dem Hinweis darauf, daß die westdeutsche Eisenindustrie keineswegs etwa bedrückt sei von den Aufgaben, die sie noch zu bewältigen habe, nachdem in der Vergangenheit schon schwerere Probleme angefaßt und gelöst worden seien, schloß Professor Schenck seine vielbeachteten Ausführungen. K. H. S.



## Viel Beifall für das Werksorchester

Ein ebenso schöner wie großartiger Abend mit Wagner, Schumann, Tschaikowsky

Im gutbesetzten Werksgasthaus-Saal bereitete das Werksorchester einem musikliebenden Publikum einen auserlesenen Genuß. Um es vorwegzunehmen: Es war ein würdiger und wohlgelungener Auftakt der diesjährigen Orchestersaison. Die Regiekunst des Dirigenten hat einen Klangkörper zusammengestellt, der bereits am Anfang des Konzertwinters eine ausgezeichnete Form verrielt. Im Verlauf des Abends wurde klar, wie sehr aber auch die einzelnen Orchestermitglieder in letzter Zeit an sich gearbeitet haben. Man war allgemein überrascht, zu welcher erstaunlichen Leistung sich das Werksorchester emporgearbeitet hat. Für ein, wenn man so sagen darf, „Laienorchester“ ein immerhin recht beachtliches Niveau. Doch tut es dem tatsächlichen guten Gesamteindruck wohl kaum Abbruch, wenn man bei einer etwas kritischen Würdigung des Konzertes der Auffassung ist, daß es für das Orchester nur von Vorteil sein kann, wenn insbesondere die Streicher etwas an Prägnanz hinzugewinnen. Diesen Eindruck hatte man vor allem gleich bei der Einleitung zu Wagners „Lohengrin“-Vorspiel zum 1. Akt. Entsprechende Kleinarbeit aber wird hier bestimmt noch manches ausbügeln. Schließlich aber darf man auch nicht vergessen, daß es sich bei den meisten Orchestermitgliedern um schwerarbeitende Menschen handelt, die Idealisten im wahren Sinne des Wortes sind, wenn sie während des wohlverdienten Feierabends noch den Geigenbogen oder die Oboe zur Hand nehmen. Doch wenn man Werke von Wagner, Schumann oder Tschaikowsky bringt, birgt das nicht zuletzt auch eine Verpflichtung. Und niemand wird sagen können, daß diese Verpflichtung von unseren Musikern nicht ernstgenommen wurde. Die Klanglichkeit der Interpretation ließ spürbar erkennen, daß die Musiker ihre Ausdrucksweise in jedem Falle aus persönlicher Beziehung zu dem Tonwerk schöpfen.

Als Solistin lernten wir in Agathe Müller-Knümmer eine Pianistin kennen, deren virtuose Technik, besonders die Zartheit der Pianoforte, eine Offenbarung war. Robert Schumanns Klavierkonzert a-Moll op. 54, welches in seiner romantischen Schwärmerie wie eine orchestrale Blumensprache wirkt, wie Duft, Geflüster und Glimmer, wurde von ihr mit einer Beherrschung dargeboten, die die Schule des bekannten Pianisten Erik Then-Bergh verriet. Die Eleganz ihres Anschlages und die aus dem Handgelenk entwickelte Kraft des Forte, die dann im Pianissimo wieder so zart und durchsichtig erschien wie Spitzen aus

Valenciennes, lassen von Frau Müller-Knümmer noch allerhand erwarten. Wenn auch das Zusammenspiel mit dem Orchester nicht hundertprozentig nahtlos war, so muß man berücksichtigen, daß Orchester und Solistin nicht gerade oft Gelegenheit hatten, miteinander zu arbeiten. Tschaikowskys 5. Symphonie, die wohl Höhepunkt des Konzertes war, ließ den Abend romanisch ausklingen. Das ganze Werk wurde von dem Orchester in einer Reinheit und Exaktheit dargeboten, so daß hieraus ein tatsächliches musikalisches Bekenntnis wurde, ein Zauber der vereinten Klangwirkung von Bläsern und Streichern, dem sich wohl keiner im Saal zu entziehen vermochte. Wie farbig findet doch die russische Natur Peter Iljitsch Tschaikowskys gerade in der „Fünften“ ihren Ausdruck: Ein sich Hingeben bis zum Exzeß in irgendeinem angellosten Vergnügen, dann plötzlich jene wilde Leidenschaft, der jähe Umschwung, das dramatische Pathos in seiner ganzen seelischen Breite, die vom Erhabenen bis zum Bana-

len reicht. Himmelhoch jauchzend — zu Tode betrübt! Eine Musik voller Wahrheitsstreue, Realismus und Rationalismus, jedoch voll kraftvoll schöner Einfälle. Gleich im Andante des ersten Satzes scheint sich die unendliche Weite der russischen Landschaft zu offenbaren; man erlebt sie förmlich. Ein Rausch der Seele: wie wundervoll hat Tschaikowsky hier verstanden, demütige, hilflose Traurigkeit zu malen. Das ganze Werk, geschrieben in einer Dorklaube bei Moskau, ist ein Bekenntnis, das Bekenntnis einer Russenseele, ganz Inspiration und ohne Konzessionen an den deutschen Geist. Mit der „Fünften“ gelang Tschaikowsky etwas, was ihm vorher nie gelang: ein Werk aus einem Guß. Die Einleitung beherrscht die seelische Struktur sämtlicher Sätze, sie bricht in das erhabene Andante ein, sie erscheint am Ende jenes Walzers wieder, der so notwendig wie ein Beethoven-Scherzo auf die großen Spannungen der beiden Vorsätze folgt, und im Finale wird sie gar zum Hauptthema, in triumphierendes Es-Dur

gekleidet. Zwingende Logik, klassische Formvollendung hat Tschaikowsky da mit seinem „barbarischen“ Temperament vereint. Er ist ein Russe, der in dieser Symphonie mit hemmungsloser Ehrlichkeit sich selbst bekennt.

Es gehört sowohl zu den Erlebnissen dieses Abends, in Peter Müller einem Dirigenten zu begegnen, der wirkliches Format besitzt, als auch ein Orchester zu hören, das in der Ausgeglichenheit der Instrumentengruppen und in der Exaktheit des Musizierens nicht wiederzuerkennen war. In zäher und gewiß oft mühevoller Arbeit hat Peter Müller aus dem Werksorchester ein — man darf es ohne Übertreibung behaupten — Kulturorchester gemacht. Den Musikern merkte man förmlich an, wie begeistert sie bei der Sache waren. Schließlich muß es ja einfach Spaß machen, unter solch einem Dirigenten zu musizieren. In der Geschichte des Werksorchesters aber feierte die Liebe zur Musik an diesem Abend ihren bisher größten und schönsten Erfolg. Ein Erfolg aber auch, der in harter und unentwegter Probenarbeit förmlich erkämpft werden mußte. Immerhin, der Fleiß aller Orchestermitglieder hat sich gelohnt. Dieser Abend war ebenso großartig wie schön. Der starke Beifall der begeisterten Zuhörer hat gezeigt, daß die Freunde guter Musik zahlreich sind und den Musikern herzlichen Dank wissen. Sld.

## Singe, wem Gesang gegeben . . .

MGV „HUTTENWERK“ ERÖFFNET DAS WINTERPROGRAMM DER WERKVEREINE

Die Pflege des Chorgesanges gehört, ebenso wie das Musizieren im Orchester, zweifellos zu den schönsten und edelsten Formen der Freizeitgestaltung, vor allem dann, wenn bei der reichen Auswahl an mannigfachen Chören und Liedern auch dem künstlerischen Wert eine besondere Beachtung gewidmet wird. Beim Sängerbund des Hüttenwerks Oberhausen konnte eine Programmzusammenstellung in dieser Hinsicht schon des öfteren festgestellt werden, und es zeigte sich dabei stets, daß sich seine Konzerte darob nicht minder, besser gesagt, wohl erst recht einer steten Beliebtheit seitens des Publikums erfreuen. Das war auch bei dem Ende Oktober im Werksgasthaus gebotenen Konzert der Fall, das nicht nur gut besucht, sondern auch ein guter Erfolg für die Mitwirkenden war, und sie zu Zugaben veranlaßte. Solist des Abends war der Bariton Willi Baumeister, am Flügel von Werner Kreuzburg begleitet. Beide sind Angehörige der Städtischen Bühnen Oberhausen. Den Chor leitete Hans Disselkamp. Bei der Zusammenstellung des Programms

schien man in erster Linie darauf bedacht gewesen zu sein, jedem der Konzertbesucher gerecht zu werden. Der erste Teil war Franz Schubert gewidmet, dessen Liedschaffen ja noch immer eine gute Anziehungskraft besitzt. Er bestand unter anderem aus den Chören und Liedern „Im Abendrot“, „Dem Unendlichen“, „Nachtgesang im Walde“ und dem Ständchen „Zögernd leise“, das vom Chor mit Bariton-solo (Willi Baumeister) und Klavierbegleitung gesungen wurde. Der zweite Teil bot Abwechslung. Er reichte von der allerdings schon etwas „verblühten“ Stimmung des vom Chor gesungenen Liedes „Schöne Rose im Tal“ über die ebenfalls in Chorbearbeitung gesungenen Volkslieder „Der Reiter und das Mädchen“ und „Die Prinzessin und der Trommler“ bis zu dem „Wieland der Schmied“ von Hoffmann, das der Chor zur Klavierbegleitung sang. Zwischendurch bot der Solist des Abends, Willi Baumeister, zur Klavierbegleitung Lieder von Hugo Wolf und Carl Loewe, von denen er besonders dem „Tambour“ und dem „Prinz Eugen“ durch gute Aus-

druckskraft und Charakterisierung zu einer starken Wirkung verhalf. Aber auch der Chor bewies an diesem Abend wieder, daß er nicht nur „singen“ will, sondern auch bemüht ist, in die Seele des Textes und der Musik einzudringen, was ihm nur zum Lobe gereicht. Es darf schließlich bei einer Beurteilung seines Willens und Könnens nie übersehen werden, welche Schwierigkeiten die meisten der Sänger durch ihre Arbeit im Werk und durch die wechselnde Arbeitszeit zu überwinden haben. Von diesem Standpunkt aus gesehen konnte das Konzert des Sängerbundes Hüttenwerk nur als ein erfreulicher Auftakt des Winterprogramms der Werkvereine bezeichnet werden, wofür den Mitwirkenden mit Blumen und viel Beifall gedankt wurde. O. S.

### Berichtigung

In dem Artikel „Staudamm aus Hüttenzement“ in der Ausgabe 19 muß es heißen: Fassungsvermögen der Hennetalsperre 40 Millionen cbm. Nicht wie fälschlicherweise geschrieben 40 000 cbm.

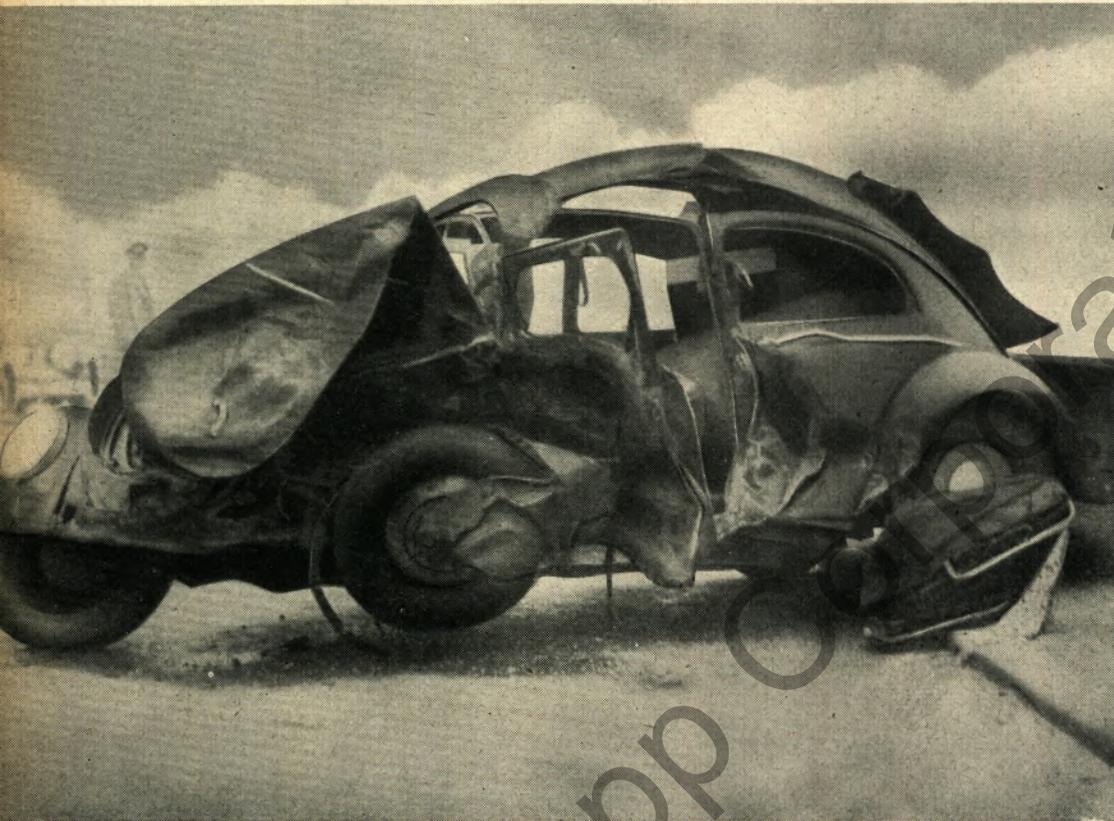
# Die täglichen Toten

„Schreiber Matthias, Kaufmann, 38 Jahre, tot; Schreiber Elisabeth, Ehefrau, 35 Jahre, tot; Schreiber Ursula, Tochter, 8 Jahre, tot; Schreiber Karlheinz, Sohn, 4 Jahre, schwer verletzt . . .“ Auszug aus einer Verlustliste von Bombenopfern aus einer jener schwarzgeränderten Anzeigen der furchtbaren letzten Kriegsmonate, in denen wenige Zeilen vom Ausgelöschsein ganzer Familien, ganzer Hausgemeinschaften kündeten? Nein, Auszug aus einer nicht exi-

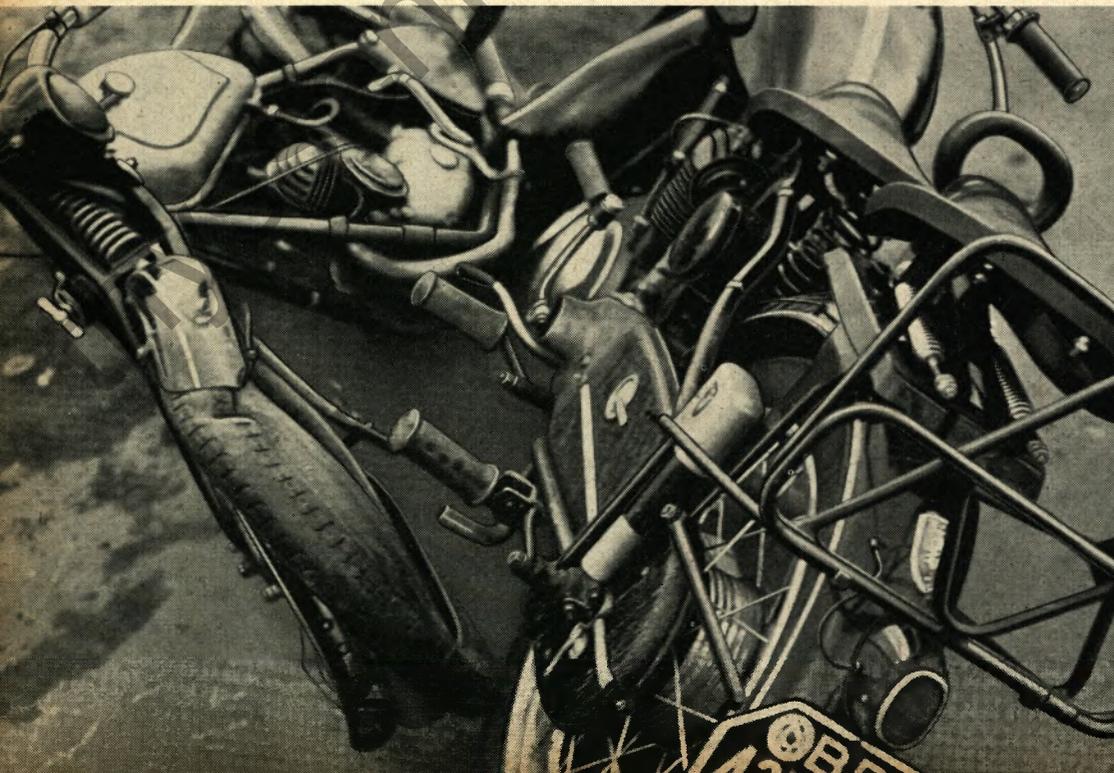
stierenden, aber deshalb nicht weniger furchtbaren Verlustliste — der 11 565 Todesopfer, die der Verkehr in einem Jahr — 1954 — in der Bundesrepublik forderte. 11 565 Tote, 314 894 — dreihundertvierzehntausendachtundvierundneunzig — Verletzte, oder anders: an jedem Tag des Jahres 1954 40 Tote und 912 Verletzte, oder wieder anders und im Vergleich zu jenen Verlustlisten traurigster Erinnerung: jeden Monat acht Kompanien an Toten und

zwei Divisionen an Verletzten — jeden Monat eine schwere Schlacht! Man muß sich diese Zahlen von Toten und Verletzten einmal so vergegenwärtigen, um diese Hekatomben von Menschenopfern aus der Herabwürdigung zur kalten Unfallstatistik zu befreien und das ganze Erschrecken zu spüren, das sie verbreiten sollten.

46 Tote, 1500 Verletzte und ein Gesamtschaden, der die Millionengrenze längst überschritten hat, sind das Ergebnis der 2097 Verkehrsunfälle, die vom 1. Januar bis zum 31. Oktober allein im Stadtgebiet von Oberhausen registriert werden konnten. Zahlen, die auch den Leichtsinngigsten zur Vernunft bringen müßten. Um all denen, die das heutige Morden auf den Straßen noch immer bagatellisieren, die Wirkung solcher Unfälle vor Augen zu führen, bringen wir hier zwei Aufnahmen, die wohl deutlich genug sprechen. Da liegt beispielsweise ein Volkswagen auf der Autobahnbrücke am Dunkelschlag. Das heißt, es ist nur noch ein Wrack. Insgesamt gab es bei diesem Unfall einen Toten und sieben Schwerverletzte. Grund: der Fahrer des Volkswagens hatte einen vor ihm fahrenden Pkw überholen wollen, obwohl an dieser Stelle durch nicht übersehbare Schilder „Überholen verboten“ gekennzeichnet ist.



Und hier ein Knäuel von zwei Motorrädern auf der Emmericher Straße. Einer der Fahrer fuhr ohne Licht und stieß mit einem anderen, entgegenkommenden Motorradfahrer zusammen, der einen Lastzug überholen wollte. Ergebnis: Beide Motorradfahrer wurden schwer verletzt, der eine von ihnen starb bald darauf . . . Auch hier die gleiche Ursache: Verkehrsvorschrift nicht beachtet. — Zwei Beispiele von vielen tausend, dazu zwei Bilder, herausgegriffen aus einer an Umfang ständig zunehmenden Kartei der Oberhausener Verkehrspolizei. Bilder, die vielleicht drastisch erscheinen, aber noch harmlos sind, verglichen mit denen der Wirklichkeit, und von denen ein jedes eindringlich die Frage stellt: Löhnen sich Eile, Unvorsicht und Rücksichtslosigkeit, wenn sie in den Tod führen können?



Man hat schon viel daran herumgerechnet, welcher Schaden der Volkswirtschaft durch die Verkehrsunfälle, diese „Ausfälle“ meist „im besten Mannesalter“, entsteht. Sie sind aber kein wirtschaftliches, kein sozialpolitisches — sie sind in erster Linie ein menschliches Problem. Und das in jeder Weise. Was geschieht — menschlich — mit Karlheinz Schreiber, 4 Jahre alt, der als einziger, verletzt und verstümmelt, von seiner auf der Autobahn gemordeten Familie übrig bleibt? Was wird aus den Tausenden, die — auf der Straße zerbrochen — am Stock in ihre dunkle Zukunft humpeln? Es ist also ein menschliches und schließlich — das sollte man nicht vergessen — auch ein religiöses Problem. „Schnell tritt der Tod den Menschen an“, klagte das christliche Mittelalter, er „reißt uns mit Gewalt hinweg“, dichtete es bildhaft. Und wußte nichts von dem jungen Ingenieur, der eben von seinem Werk kommt, in Gedanken schon bei Frau und Kindern zu Hause ist, den Motor aufheulen läßt — und Sekunden später hingestreckt, von Metallteilen zerlegt an der Straßenböschung liegt und — als die Lampe des suchenden Polizisten sein zerschundenes Gesicht trifft, noch zu lächeln scheint. Wußte nichts von 964 Toten Monat für Monat, die keine Zeit mehr haben, ein Stoßgebet zu sprechen, denen kein Priester mit dem Pestkreuz in der Hand den letzten Trost spenden kann und die Verzeihung des guten Gottes.

Mitten in dem Leben sind wir vom Tod umfangen, mitten im Frieden sind wir vom Krieg der Vernichtung bedroht, mitten im Aufbau zerstören wir Leiber und Seelen unserer Mitmenschen — weil wir die Technik riefen und sie nicht beherrschen können. Weil wir uns nicht beherrschen können.

Das Problem ist — wir sagten es schon — ein menschliches Problem. Es geht nicht nur um Schuld — der Kraftfahrer, der Radfahrer, der Fußgänger, der Verkehrspolizei, der Verkehrsplaner, der Straßenbauer, der Steuerzahler, der Verkehrsminister. Wir wollen den Verkehrsministern z. B. nichts Schlechtes wünschen, aber eigentlich sollten sie keine Nacht ruhig schlafen können, da sie wissen, daß am anderen Morgen wieder die Meldungen von 20 oder 30 oder 40 Toten und der Mehrzahl an Verletzten auf ihrem Schreibtisch liegen. Es geht nicht nur um Schuld, aber es geht auch um sie. Vorsicht und Rücksicht sind immer noch besser als Vorfahrt und Draufgängerei. Sollen wir nicht auch diese so irdischen Dinge einmal von anderem, höherem, von religiösem Standpunkt aus sehen? Oder ist der Christophorus in so vielen Kraftfahrzeugen nur ein heidnischer Talisman wie der Ullr der Skifahrer? Der Gedanke ist gewiß ungewohnt — aber sollte man nicht einmal die Verkehrs-sünder als — Sünder betrachten? Ihr Schuldkonto ist wahrlich hoch genug. 11 565 Tote in einem Jahr, 314 894 Verletzte . . .

In den Bergen setzt man dem Abgestürzten ein Kreuz und dem, den der Blitzschlag traf. Die Ränder unserer Straßen und Autobahnen würden kaum reichen, wollte man Matthias und Elisabeth Schreiber, die am Sonntag in den Frühling führen und auf dem endlosen Straßenband ihr Leben ließen, ein Kreuz setzen und den vielen anderen Schreibers auch. 11 565 Kreuze im Jahr . . . und wir alle sind schuld daran. Eine Gemeinschaft der Gutgesinnten gegen den Tod, ein Ritterorden der Straße kann gewiß nicht alles bessern, aber vieles. — morgen kann es zu spät sein. Die täglichen Toten mahnen . . .

wpd

## WERK OBERHAUSEN

### Geburten:

20. 9.  
Heinz Legrand, Tochter Ursula

23. 9.  
Helmut Schäfer, Sohn Manfred;  
Ernst Viebahn, Sohn Volker

26. 9.  
Karl Dahlmeyer, Tochter Claudia

1. 10.  
Herbert Friedrich, Tochter Ulrike

5. 10.  
Joseph Taplick, Tochter Ursula

6. 10.  
Heinz Behmer, Sohn Peter

7. 10.  
Willi Thiede, Tochter Ursula

8. 10.  
Josef Meyer, Sohn Michael

9. 10.  
Kurt Radetzky, Tochter Karin

10. 10.  
Karl Riegel, Tochter Maria;  
Sigmund Wodarczak, Sohn Rainer

12. 10.  
Reinhold Weber, Sohn Joachim;  
Albert Bartoldus, Sohn Hubert

13. 10.  
Heinrich Felser, Sohn Ulrich;  
Otto Zergibel, Sohn Karl-Heinz

14. 10.  
Werner Friol, Tochter Hildegard;  
Erich Grendka, Tochter Brigitte

15. 10.  
Walter Bartel, Sohn Udo

16. 10.  
Franz Josef Seeger, Sohn Norbert

18. 10.  
Rolf Brod, Tochter Iris; Wolfgang  
Hansen, Sohn Michael; Walter Schie-  
weck, Tochter Rita; Wilhelm Welling,  
Sohn Detlef

21. 10.  
Rudolf Pockrandt, Tochter Iris

23. 10.  
Ernst Sagorski, Tochter Ursula

24. 10.  
Artur Dinkler, Sohn Rolf;  
Hans Löhrer, Tochter Annegret

25. 10.  
Helmut Scheibe, Sohn Hans; Paul  
Stamm, Sohn Lothar; Karl-Heinz  
Wegner, Sohn Jürgen

26. 10.  
Helmut Kenzler, Sohn Jürgen

29. 10.  
Horst Erbing, Sohn Klaus;  
Karl Jostmeier, Sohn Jürgen

1. 11.  
Ferdinand Fischer, Tochter Rita

3. 11.  
Paul Brettscheiner, Sohn Dieter

### Eheschließungen:

27. 8.  
Leo Koczor mit Irma Vogt

27. 9.  
Bernhard Ombeck mit Anna Kötting;  
Franz Ostgathe mit Hilde Zielinski

30. 9.  
Willi Vorrath mit Irmgard Grandt

1. 10.  
Armin Nockmann mit Gertraud  
Schmalhaus

4. 10.  
Wilhelm Rech mit Helene Behrens;  
Karl Schmeink mit Josefina Röwer

7. 10.  
Friedhelm Klein mit Anneliese Mitt-  
mann

8. 10.  
Wilhelm Kalberdott mit Gertrud Bot-  
kus; Helmut Rüsing mit Helene Moj-  
zesz; Hubert Stratmann mit Hildegard  
Wiesemann, Bruno Szymanski mit  
Margrit Both; Friedrich Uebber mit  
Marianne Laga

15. 10.  
Paul Klafke mit Christine Czysch

22. 10.  
Herbert Bogdahn mit Waltraud Neß-  
bach; Günter Hesselmann mit Helga  
Hintzen

28. 10.  
Manfred Schulz mit Maria Bauschen

31. 10.  
Emil Lucht mit Irmtraut Nitz

## WERK GELSENKIRCHEN

### Geburten:

29. 9.  
Helmut Zawodniak, Sohn Dieter

5. 10.  
Werner Klemin, Sohn Udo

24. 10.  
Fritz Göltzer, Tochter Ute

### Eheschließungen:

27. 9.  
Franz Jux mit Rita Girscholl

20. 10.  
Alfred Tetzlaff mit Anna Gohr

## UNSERE JUBILARE IM NOVEMBER

### 50jähriges Dienstjubiläum:

Heinrich Erbe, Lohnrechnung  
Gustav Hochleitner, Wasserwerke

### 40jähriges Dienstjubiläum:

Eugen Hans, Wärmeabteilung  
Peter Hauth, Baubetrieb Stahl- und  
Walzwerke

Wilhelm Heinz, Block- und Profil-  
walzwerke  
Karl Uschmann, Abt. Verkehr

### 25jähriges Dienstjubiläum:

Josef Blümling, Baubetrieb Hochöfen  
Peter Fuhrmann, Martinwerke  
Erich Jacobs, Maschinenbetrieb Stahl-  
und Walzwerke

Karl Jordan, Werk Gelsenkirchen  
Wilhelm Krämer, Einkauf Material  
Ludwig Lewandowski, Blechwalz-  
werke  
Otto Pranschke, Maschinenbetrieb  
Stahl- und Walzwerke  
Ewald Rosenblatt, Abt. Verkehr  
Rudolf Rüdell, Maschinen- und Werk-  
stättenbetrieb Blechwalzwerke

Heinrich Strack, Werkstättenbetrieb  
Hochöfen  
Odin Theissen, Blechwalzwerke  
Gerhard Zilles, Blechwalzwerke

### Ihre Diamantene Hochzeit feierten:

8. 11.  
Eheleute Peter Minnig

## † SIE GINGEN VON UNS

23. 9.  
Anton Ebert, Pensionär

2. 10.  
Johann Vogt, Maschinenbetrieb Blech-  
walzwerke

4. 10.  
Anton Eickhoff, Pensionär

6. 10.  
Matthias Pauly, Pensionär

7. 10.  
Ludwig Nüchel, Pensionär

16. 10.  
Erwin Dey, Maschinen- und Werk-  
stättenbetrieb Blechwalzwerke

17. 10.  
Hermann Driessen, Hochofenbetrieb

19. 10.  
Peter Massmann, Pensionär

21. 10.  
Hugo Schumacher, Pensionär

24. 10.  
Ludwig van der List, Maschinen- und  
Werkstättenbetrieb Hochöfen

Herbert Noll, Pensionär

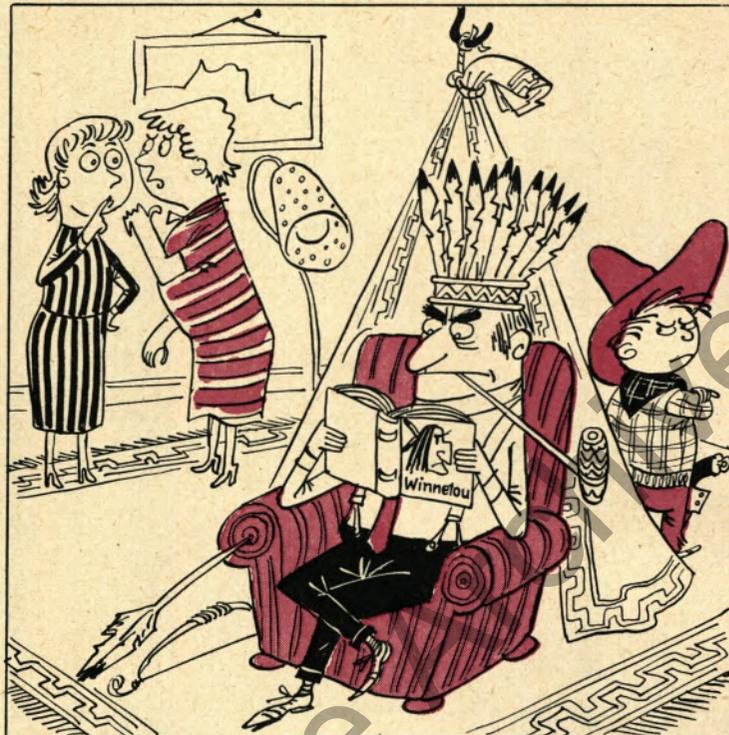
25. 10.  
Friedrich Schneidewind, Pensionär

26. 10.  
Josef Wolter, Maschinen- und Werk-  
stättenbetrieb Hochöfen

27. 10.  
Hermann Fries, Pensionär



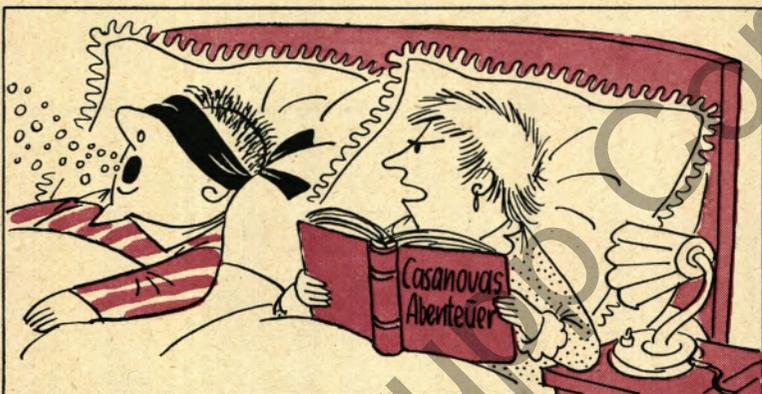
„Eigentlich hatte ich mir den ersten Abend bei Dir ganz anders vorgestellt.“



„Es fing damit an, daß er unserem Sohn ein paar Karl-May-Bücher aus der Werksbücherei mitbrachte.“

## Neues aus der Bücherkiste

aufgezeichnet von KURT CERNY



„Er zerstört mir wieder alle Illusionen mit seinem furchtbaren Geschnarche.“



„Ein toller Roman, Fritz; schade, daß Du keine Zeit hast ihn zu lesen.“



„Elfriiiiiede!!!“



„Ja ist denn das die Möglichkeit, da hat tatsächlich einer einen Salzhering als Lesezeichen benutzt.“

KURT CERNY